Fürstin Baranow.

Novelle von Reinhold Ortmann.

1.

Zum letzten Mal blickte das junge, schöne Weib mit einem kleinen, rasch vorübergehenden Lächeln der Befriedigung, in den hohen Spiegel des Ankleidezimmers.

Sie durfte in der That Genugthuung empfinden über das herrliche Bild, welches ihr da entgegen leuchtete. Tadellos war die hohe und trotz der Ueppigkeit ihrer Formen noch immer schlanke Gestalt, deren schimmernde Schultern und Arme elfenbeinweiß aus einer Gesellschaftsrobe von kostbarstem Stoffe hervorleuchteten, tadellos waren auch die Linien des feinen Köpfchens mit dem zierlichen, schwellenden Munde und den dunklen, leuchtenden Augen, die wundersam mit dem aschblonden Haar kontrastirten.—Und wie wenig hatte sie zu thun brauchen, um ihre eigenartige Schönheit zu so triumphirender Wirkung zu bringen! — Daß die rothen Lippen vielleicht ein wenig höher gefärbt, die blonden Haare um eine Schattirung heller gepudert waren, und daß eine geschickte Hand den Glanz der herrlichen Augen durch einen feinen dunklen Pinselstrich noch um ein Geringes erhöht hatte, wer hätte ihr daraus einen Vorwurf machen wollen, wer hätte diese harmlosen kleinen Künste im Ernste eine Täuschung nennen können!

„Durchlaucht sehen bezaubernd aus!“ flüsterte die Zofe mit beinahe schwärmerischem Augenaufschlag, während sie ihrer Herrin vorsichtig den pelzverbrämten Atlasmantel um die Schultern legte. Und die Fürstin Baranow dankte ihr mit einem freundlichen Blick und mit einem leichten Neigen des Hauptes.

„Erwartet mich der Herr Baron in meinem Boudoir?“ fragte sie.

„Nein, Durchlaucht! Er zog es vor, im kleinen Salon zu verweilen!“

„Gut! — Und der Wagen ist vorgefahren?“

„Jawohl, Durchlaucht! Seit einer halben Stunde!“

„So sind Sie für jetzt entlassen! — Sagen Sie dem Baron, daß ich sogleich erscheinen würde!“

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, that die Fürstin einige rasche Schritte durch dasselbe. Eine Unruhe, welche sie bis dahin mühsam bekämpft zu haben schien, zeigte sich an ihren Bewegungen und auf ihrem Gesicht. Aus einem Kästchen des Toilettentisches, das zur Aufnahme von Parfümerien bestimmt war, entnahm sie einen arg zerknitterten Brief. Er war auf einen ganz schmucklosen Bogen von grobem, weißen Papier geschrieben, zeigte keine Anrede und war nur wenige Zeilen lang. Diese Zeilen aber lauteten:

„Nur der dringende Wunsch Deiner armen Mutter bestimmt mich, Dir zu schreiben. Sie ist seit mehreren Wochen krank, schwerkrank, und wir haben vielleicht das Schlimmste zu fürchten. Zu all ihren Schmerzen und Leiden quält sie nun noch die Sehnsucht nach ihrem undankbaren Kinde, und ich bin nicht stark genug, ihr eine Bitte zu versagen, die aller menschlichen Voraussicht nach ihre letzte sein wird. Aber es ist keine Zeit zu verlieren, und wenn Du kommen willst, so komme noch heute. Sei versichert, daß Du keine Vorwürfe zu fürchten hast, und daß Keiner von uns daran denkt, Deine vornehmen Kreise zu stören.

Dein Vater.“

Die schöne Fürstin las den Brief noch einmal, oder sie starrte doch wenige Minuten lang auf die unsicheren Schriftzüge. Ihr Athem ging schneller und ihre Lippen bebten leise. Es wurde ihr sichtlich nicht leicht, einen Entschluß zu fassen. Dann aber warf sie den Kopf zurück und an ihren Mundwinkeln erschien ein beinahe harter Zug.

„Es ist ja unmöglich,“ murmelte sie, „es würde mich unrettbar kompromittiren! Und morgen ist am Ende doch auch noch Zeit genug.“

Die rauschende Schleppe nach sich ziehend, ging sie in ihr Boudoir, in welchem ein offenes Kaminfeuer brannte. Sie riß den Brief in kleine Stücke und warf die Fetzen in die Flammen, in denen sie in einigen Sekunden verzehrt worden waren. Dann hob ein Athemzug der Erleichterung ihre Brust. Es war, als ob mit dem lästigen, stummen Mahner auch die häßlichen Erinnerungen verschwunden seien, die während der letzten beiden Stunden unausgesetzt auf sie eingestürmt waren. Nur noch ein Augenblick des Zögerns —der Sammlung; dann trat sie mit sonnig heiterem, strahlenden Antlitz in den offenstehenden Salon, in welchem sie schon seit geraumer Zeit von ihrem Kavalier erwartet wurde.

Er hatte nicht einmal Platz genommen, sondern er war, ohne seinen Pelz abzulegen, am Fenster stehen geblieben. Viel des Interessanten hatte er während seines Harrens da wohl kaum erspähen können, denn die Poststraße, in welcher das Palais der verwittweten Fürstin Baranow lag, zählt zu den vornehmsten und damit auch stillsten Straßen Berlins. Schon unter normalen Witterungsverhältnissen pflegt sie in den späteren Abendstunden nur von wenigen Passanten belebt zu sein, — heute aber, wo unaufhörlich ein mit Schneeflocken und kleinen Eisnadeln untermischter Regen herniederrieselte, und wo der in kurzen, heulenden Stößen daherfahrende Wind die Gasflammen in den Laternen ängstlich aufflakkern ließ, bot sich gewiß am allerwenigsten eine Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Trotzdem blickte der Mann, dessen hochgewachsene, breitschultrige Gestalt in der matten Beleuchtung noch größer und stattlicher erschien, so angelegentlich hinaus, daß ein leichter Schlag ihres Fächers seinen Arm traf, wandte sich nach ihr um, und es leuchtete in seinen Augen auf wie Entzücken über die Herrlichkeit ihrer Erscheinung.

„Asta,“ rief er, und eine Fülle von Zärtlichkeit und Liebe lag in dem einzigen Wort. Die Fürstin reichte ihm ihre kleine, bereits in dem zarten, weißen Handschuh steckende Rechte und sah mit einem Lächeln von bezaubernder Süßigkeit zu ihm auf.

„Ich habe Sie so lange warten lassen, mein Freund,“ sagte sie kokett, „daß Sie nun doch wenigstens eine kleine Entschädigung in meinem Anblick finden müssen. Nur für Sie habe ich mich geschmückt, und wehe mir, wenn es mir nicht gelungen wäre, Ihnen zu gefallen!“

„Als wenn es dazu eines Schmuckes bedurfte!“ gab er mit dem Ausdruck vollster Aufrichtigkeit zurück. „Weder meine Liebe für Sie, noch meine Bewunderung Ihrer Schönheit kann durch diesen bestrickenden Glanz erhöht werden; viel eher vermöchte er mir eine Empfindung einflößen, die fast der Furcht vor der Zukunft sehr ähnlich sieht!“

„O weh, statt des Anbeters redet schon wieder der Professor aus Ihnen!“ fiel ihm die Fürstin lachend ins Wort. „Es ist hohe Zeit, daß wir unter Menschen kommen. Ich hoffe, die Furcht vor Ihrem künftigen Glück wird Ihnen da bald vergehen!“

Sie nahm seinen Arm und er führte sie hinaus, durch den Vorsal und über die breite, mit weichem Teppich belegte Marmortiege. Das Thor der Einfahrt war seit einer halben Stunde weit geöffnet, und das Scharren und Stampfen der ungeduldigen Pferde, die mit dem eleganten Wagen am Fuß der Treppe hielten, widerhallte von der Wölbung des Vestibuls. Steif und regungslos, wie aus Holz geschnitzt, saß der Kutscher in seinem gelben Livreemantel und seinem mächtigen Bärenkragen auf dem Bock, während der Lakai mit entblößtem Haupt die geöffnete Wagentür hielt. In dem Augenblick, als die schimmernde Gestalt der Fürstin am Arme ihres Begleiters auf dem untersten Treppenabsatz sichtbar wurde, drängte sich von der Treppe her ein alter Mann von kleiner unscheinbarer Figur und beinahe ärmlichem Aussehen an den Pferden vorbei in das Innere des Palais. Der Kutscher kümmerte sich nicht darum und der Lakai, der den Blick vorschriftsmäßig auf seine Herrin gerichtet hatte, bemerkte ihn nicht einmal. So kam es, daß der Alte in dem nämlichen Augenblick, da die Fürstin den Fuß auf die unterste Treppenstufe setzen wollte, wie aus der Erde gewachsen neben ihr stand. Sein Aussehen war mehr danach angethan, Mitleid als Schrecken einzuflößen. Er mußte sich wohl schon lange im Regenwetter auf der Straße befunden haben, denn sein Ueberrock war ganz durchnäßt und an der Krämpe seines Hutes tropfte das Wasser. Auf dem hagern, faltenreichen Antlitz lag ein Ausdruck unsäglicher Betrübniß, und der zerzauste eisgraue Bart trug noch mehr dazu bei, ihm das Aussehen eines tief Unglücklichen zu geben.

Als die vor Heiterkeit strahlende Fürstin den Greis so plötzlich an ihrer Seite erblickte, stieß sie einen kleinen Schrei aus und preßte den Arm ihres Kavaliers so heftig, daß dieser sich mit einiger Bestürzung nach der Ursache ihres Schreckens umsah. Ihr Antlitz war todtenbleich geworden, und für die Dauer einer Sekunde stand sie wie an den Boden festgebannt. Der alte Mann beugte sich ein wenig vor und flüsterte etwas, das nur sie allein verstehen konnte. Ueber die Gestalt der Fürstin lief es wie ein Schauder; sie öffnete die Lippen, wie um dem Alten eine Antwort zu geben, sie erhob ihre Hand, wie um sie ihm entgegenzustrecken; aber da fiel ihr Blick auf das stupide Gesicht des Lakaien, der sie mit großen Augen unverwandt anglotzte, ein beängstigender Gedanke schien ihr Gehirn zu durchblitzen, und mit einer Stimme, die einen fremden, heiseren Klang angenommen hatte, sagte sie, ohne zu ihrem Begleiter aufzusehen:

„Warum zaudern wir, Herr Baron? Es ist spät—wir dürfen uns nicht mehr versäumen!“

Sie wartete nicht einmal seine Hilfeleistung ab, als sie in den Wagen stieg. Zitternd wie ein Vögelchen, daß sich von irgend einer unbekannten, furchtbaren Gefahr scheu in einen Winkel niederdrückt, schmiegte sie sich in den seidenüberzogenen Fond der Equipage, und angstvoll folgte ihr Blick den Bewegungen des Herrn, der für ihre brennende Ungeduld seinen Platz an ihrer Seite viel zu langsam einnahm. Endlich war der Schlag zugefallen, — wenige qualvolle Sekunden noch, bis der Lakai den Sitz neben dem Kutscher erklettert hatte, — dann rollte der Wagen auf die Straße hinaus. Die Fürstin Baranow seufzte tief auf und schloß die Augen. Vielleicht war es die entsetzliche Furcht vor dem alten, blassen, kummervollen Gesicht mit den zerzausten grauen Bart, welche sie dazu zwang — vor jenem Gesicht, welches sie trotzdem mit so fürchterlicher Deutlichkeit vor sich stehen sah. Wie aus weiter Ferne vernahm sie die tiefe, wohltönende Stimme des Mannes an ihrer Seite.

„War Ihnen der arme Alte bekannt, Asta?“ fragte er. „Und warum haben Sie ihm nicht für einen Augenblick Gehör geschenkt? Vielleicht war er ein wirklich Bedürftiger!“

Die Fürstin rang nach Fassung, und das Leben der großen Welt hatte sie gelehrt, sich selbst zu beherrschen.

„Ich besorgte eine Zudringlichkeit!“ sagte sie beinahe tonlos. „Der Mann hatte — machte mir den Eindruck eines — Geisteskranken!“

Sie senkte das Köpfchen tief herab, denn sie fürchtete, daß ihm im Vorbeifahren das Licht einer Laterne die brennende Röthe auf ihren Wangen zeigen könnte.

„Sie haben da einen sehr unbegründeten Verdacht gehegt, wie ich annehmen muß“, fuhr er unbeirrt fort. „Der Alte sah aus wie ein Unglücklicher, vielleicht wie ein Kranker, nicht aber wie ein Irrsinniger. Ich hatte ihn schon vom Fenster aus wohl seine halbe Stunde lang beobachtet. In Sturm und Regen war er unverdrossen vor dem Hause auf und niedergegangen, immer voll banger Sehnsucht auf das Hausthor und zu den Fenstern empor blickend. Wer weiß, mit welcher Inbrunst er den Augenblick Ihres Erscheinens erwartet hatte! Ihre Furcht hat Sie da zu einer kleinen Hartherzigkeit verführt, liebste Asta!“

Der Vorwurf war mit sanfter und freundlicher Betonung ausgesprochen worden, aber es war doch immer ein Vorwurf—der erste, welchen sie von diesen Lippen vernahm. Die Fürstin gab keine Antwort. Sie hatte den Oberkörper tief zurückgelehnt in die Polster, und sie bot alle ihre Kraft auf, ihre Thränen zurückzudrängen, welche ihr heiß in die Augen stiegen, — um das Schluchzen zu ersticken, welches ihr fast das Herz abdrücken wollte. Es wurde auf der Fahrt bis zu der ziemlich entfernt liegenden Friedrich-Wilhelmstraße kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt. Sie hörten nur den gleichmäßigen Hufschlag der Pferde und das Prasseln des Regens gegen die Glasscheiben der Equipage. Ein einziges Mal nur unterbrach ein scharfes, stückendes Geräusch diese monotone Stille. Der Fächer der Fürstin war in ihren Händen zerbrochen; aber ihr nachdenklicher Begleiter hatte nichts davon bemerkt, und als Asta sich am Ziel der Fahrt zum Aussteigen anschicken mußte, ließ sie die Trümmer unbemerkt auf den Kissen des Wagens zurück.

In dem strahlenden Lichtmeer, welches die Festräume des gräflich Warrendorff'schen Palais durchfluthete, inmitten der glänzenden, lachenden, plaudernden Gesellschaft, welche sich da zusammen gefunden hatte, gewann die schöne, stolze Frau ihre ganze Selbstbeherrschung zurück. Ihr Auge leuchtete so hell wie zuvor, ihre frischen Lippen hatten niemals bezaubernder gelächelt, und nur ein sehr scharfer Beobachter hätte wahrnehmen können, daß ihr Antlitz bleicher war als sonst, und daß sich ein gewisser müder Zug auf demselben bemerklich machte. Ihr Begleiter, der von dem Haushern verschiedenen distinguirten Gästen als der Professor Raimund von Nordenfeld vorgestellt worden war, und den man von allen Seiten mit besonderer Auszeichnung und Zuvorkommenheit behandelte, zog sich unauffällig zurück, als die Fürstin anfing, der Mittelpunkt einer ganzen Schaar von huldigenden Bewunderern zu werden. Sein ernstes Gesicht und seine schweigsame, reservirte Haltung konnten zu der Vermuthung führen, daß ihm das rauschende Gesellschaftstreiben um ihn her wenig Vergnügen bereite, und es wäre denn auch nicht lange, bis er mit einem kleinen alten Herrn, dessen feiner Gelehrtenkopf von einer flatternden grauen Mähne umwallt war, einem berühmten Geschichtsforscher der Universität, in ernste Unterhaltung über ein wissenschaftliches Thema vertieft war.

Dabei konnte er es nicht verhindern, daß einzelne Bruchstücke eines Gespräches, welches in seiner unmittelbaren Nähe von zwei jüngeren Officieren geführt wurde, an sein Ohr schlugen, — eine unfreiwillige Art des Lauschens, die ihm um so peinlicher war, als jene Konversation sich zum nicht geringen Theil mit seiner eigenen Person beschäftigte.

„Ein prachtvolles Weib, diese Fürstin Baranow!“ sagte der eine. „Und immens reich, wie ich aus zuverlässiger Quelle gehört habe. Ist schließlich kein Wunder, daß es überall ein förmliches Wettrennen giebt um ihre Gunst. Eine fürstliche Wittwe von höchstens fünfundzwanzig Jahren, mit Schlössern und Gütern und ungezählten Millionen — das ist denn doch kein ganz gewöhnlicher Bissen.“

„Aber unsere guten Freunde kommen bei dem Rennen da doch sammt und sonders um einige Nasenlängen zu spät. Die schöne Wittwe ist längst in festen Händen!“

„Es ist kein Zweifel! Er gilt allgemein für den Verlobten der Fürstin, und die Art ihres Verkehrs ist nichts anderes, als eine öffentliche Bestätigung dieser Gerüchte. Ist sie doch auch heute Abend wieder in seiner Gesellschaft auf dem Feste erschienen!“

„Der Mensch hat in Wahrheit ein unheimliches Glück! Trotz seiner Jugend einer der gefeiertsten Chirurgen, von dessen wissenschaftlichen Wunderthaten man in der ganzen Welt nicht Aufhebens genug machen kann, muß er nun auch noch diesen Haupttreffer machen! — Wie ist er nur zu einer so illustren Bekanntschaft gekommen?“

„Man sagt, daß er ihr am Sterbebette ihres Gatten zum ersten Mal begegnet sei. Der Fürst war noch ein Mann in guten Jahren, als er sie heirathete, aber von einer stürmischen Jugend ziemlich arg verwüstet. Während der ganzen Dauer ihrer kurzen Ehe war sie ihm wenig mehr, als eine Krankenpflegerin, und sie soll sich dieser traurigen Pflicht sogar mit einer musterhaften Hingebung unterzogen haben. Als die Krankheit in ihr letztes Stadium trat, wurde auch Professor von Nordenfeld nach Petersburg berufen. Dem armen Fürsten vermochte er freilich nicht mehr zu helfen; aber wie der Augenschein lehrt, ist er wenigstens mit Erfolg bemüht gewesen, die verlassene Wittwe zu trösten.“

„Aber es ist doch immerhin eine Mesalliance, die sie da eingeht.“

„Wie man's nehmen will! Niemand weiß so recht, wo die Wiege ihrer Durchlaucht gestanden hat. Man hat seine Vermuthungen, aber man spricht nicht gern davon.“

„Ach, wie interessant! Wohl gar eine ehemalige Theaterprinzessin? Ich muß gestehen, es ist etwas in ihrem Aussehen und in ihrem Auftreten, das mich von vornherein auf ähnlichen Verdacht gebracht hat.“

„Oeffentlich aufgetreten ist sie wohl niemals; aber es wird in der That erzählt, daß sie im Begriff gewesen sei, sich zur Opernsängerin auszubilden, als Fürst Baranow sie kennen lernte und sich sogleich sterblich in sie verliebte. Das geschah in Wien; aber von Geburt ist sie unzweifelhaft eine Nordeutsche, und es giebt Leute, welche behaupten wollen, ihre Eltern lebten hier noch immer in großer Dürftigkeit in irgend einem Gäßchen.“

Der kleine Geschichtsprofessor, der nicht das scharfe Gehör Nordenfelds besaß und der jenem Gespräch darum nicht die mindeste Beachtung geschenkt hatte, konnte kaum begreifen, welche Ursachen die immer auffälliger werdende Unaufmerksamkeit seines berühmten Kollegen von der medizinischen Fakultät habe, und er schüttelte vollends in hoher Verwunderung die graue Mähne, als Jener sich plötzlich mit einigen hastig hingeworfenen Worten losmachte und einem anderen Theil des Saales zustrebte.

Nordenfeld war in der That nicht länger im Stande gewesen, die Unterhaltung in seiner Nachbarschaft anzuhören. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, und er hatte Mühe, seine Erregung zu verbergen. Was man da über die Fürstin zu sagen wagte, hatte ihn in tiefster Seele empört. Noch war zwischen ihm und dem Weibe, welches er liebte, welches binnen wenigen Monaten seine Gattin werden sollte, niemals in den Sinn gekommen, sie darum zu befragen. Aber einer mit solcher Frechheit auftretenden üblen Nachrede gegenüber mußte er künftighin eine Waffe besitzen. Nicht zum zweiten Mal sollte es ein Schwätzer wagen dürfen, ungestraft die schwerste aller Verdächtigungen, die Verdächtigung einer verbrecherischen Undankbarkeit gegen die Fürstin zu erheben! Sein Blick suchte Asta in dem Gewühl, und er war einigermaßen überrascht, als sie ihm nach längerem, vergeblichen Suchen am Arme eines weißbärtigen Generals aus einem der kleineren Nebengemächer entgegen trat.

„Sie sind ein wenig ritterlicher Beschützer Ihrer Dame, Herr Barton!“ sagte sie mit einem schwachen Versuch, zu lächeln. „Ohne den aufopfernden Beistand der liebenswürdigen Excellenz hätte ich wahrscheinlich der ganzen Gesellschaft das Schaupiel einer Ohnmacht gegeben. Ich fühlte mich schon auf der Herfahrt nicht ganz wohl, und nun trugen wohl die Hitze und die starken Parfüms die Schuld daran, daß mich plötzlich ein Schwindel befiel. Zum Glück verstand der General meinen Hilfe flehenden Blick und führte mich in den kühleren Nebenraum, wo ich mich einigermaßen erholen konnte. Ich werde Ihnen diesen Dienst niemals vergessen, Excellenz!“

„Und ich werde diesen Abend immer zu den glücklichsten meines Lebens zählen!“ erwiderte der alte Krieger galant, indem er die dargebotene Hand mit etwas steifer Artigkeit an seine Lippen führte. „Zu meiner Freude habe ich jetzt die Beruhigung, Eure Durchlaucht in der sicheren Obhut einer ärztlichen Autorität zu wissen, und ich überlasse dem Herrn Professor den beneidenswerthen Platz an Ihrer Seite!“

Er zog sich zurück und Nordenfeld führte die Fürstin zu einem abseits stehenden Sessel.

„Sie sind wirklich krank, Asta?“ fragte er mit aufrichtiger Besorgniß. Seine Erregung von vorhin und ihre Ursache waren für den Augenblick völlig vergessen.

„Es ist nichts von Bedeutung, mein Freund!“ gab sie mit schwacher Stimme zurück. „Ich bin nur etwas abgespannt und sehne mich nach Ruhe. Wäre es Ihnen ein Opfer, mich schon jetzt nach Hause zu geleiten?“

„Welch eine Frage, Asta?“ — Ich gehe sogleich, um den Wagen vorfahren zu lassen, hoffentlich bleiben Sie unterdessen ruhig auf Ihrem Platze!“

Es hätte seiner Mahnung dazu nicht bedurft, denn die Fürstin dachte in dieser Stunde nicht daran, eine Komödie zu spielen. Sie fühlte sich so schwach, als wäre sie eben von einer schweren Krankheit erstanden, und ihre Füße vermochten sie kaum zu tragen. Wie aus einer weiten Entfernung hörte sie das Summen und Rauschen des gesellschaftlichen Treibens, und es beherrschte sie nur die einzige Furcht, daß man noch einmal versuchen könnte, sie in dasselbe hinein zu ziehen. Aber ihr Platz war so versteckt, daß Niemand sie bemerkte, und als Nordenfeld nach Ablauf von fünf Minuten zurückkehrte, konnte er sie hinausführen, ohne daß sie durch irgend eine lästige Begegnung aufgehalten worden wären. Auf das Zärtlichste erkundigte er sich nach ihrem Befinden und nach den Ursachen ihres Unwohlseins. Asta nahm all' ihre Kraft zusammen, um ihm eine beruhigende Antwort zu geben. Sie zwang sich sogar mit äußerster Anstrengung zu einem heiteren, scherzenden Ton, denn sie wollte um jeden Preis verhindern, daß er noch einmal auf den Alten zu sprechen käme, dem sie vorher kein Gehör geschenkt hatte. Aber wie eisiges Entsetzen rieselte es über ihren Leib, als er sich plötzlich mit der Frage an sie wandte:

„Sie haben mir nie von Ihren Verwandten gesprochen, Asta, — ist Keiner derselben mehr am Leben?“

Welchen Beweggrund konnte er gerade jetzt zu einer solchen Erkundigung haben? Die Angst, daß ihm vielleicht eine Ahnung von der Wahrheit gekommen sei, schnürte der Fürstin fast die Kehle zusammen, aber wenn es so war, durfte sie sich am allerwenigsten durch den Anschein der Verwirrung eine Blöße geben.

„Ich glaubte, es sei Ihnen bekannt, daß noch zwei Schwestern des Fürsten am Leben sind,“ sagte sie leichthin. „Diese Damen haben indessen niemals eine besondere verwandtschaftliche Zärtlichkeit gegen mich an den Tag gelegt, und seit dem Tode meines Gatten hat jeglicher Verkehr zwischen uns aufgehört.“

„Und Ihre eigene Familie, — Ihre Eltern?“

Die Fürstin lachte hell auf. Es war eigentlich ein recht unmotivirtes Lachen.

„Wie neugierig Sie heute sind, Raimund! — Es sieht fast so aus, als fürchteten Sie, in eine schlimme Verwandtschaft hineinzugerathen! — Nun, Sie mögen sich beruhigen! Meine Eltern trugen zwar nur einen bürgerlichen Namen, aber sie gehörten immerhin der guten Gesellschaft an.“

„Sie mißverstehen mich, Asta! Ich fragte nicht, weil ich etwa auf diesen Umstand irgend welches Gewicht legte. Ich habe nur ein Interesse daran, zu erfahren, ob Ihre Eltern noch am Leben sind.“

„Nein!“ sagte sie kurz und scharf,— ohne vorherige Ueberlegung und mit einer Bestimmtheit, die jeden seiner Zweifel entwaffnen mußte. Dabei wendete sie ihr Gesicht von ihm ab, und starrte unverwandt durch das Wagenfenster in die nächtliche Dunkelheit hinaus. „Uebrigens werde ich nicht gern darau erinnert, daß ich mit ihnen den bessern Theil meines Lebensglücks verlor!“

Raimund ergriff ihre Hand; sie lag eiskalt in der seinigen, und sie erwiderte nicht, wie sonst, den Druck derselben. Er fürchtete, Asta durch seine zudringliche Neugierde verletzt zu haben; aber er konnte ihr die Ursache derselben unmöglich offenbaren. Darum sprach er mit verdoppelter Liebenswürdigkeit von etwas anderem, das ihr Freude machen sollte; doch ihre Antworten blieben gezwungen und einsilbig. mit einer Hast, welche ihr sonst ganz fremd war, sagte sie ihm auf der Treppe ihres Palais „Gute Nacht“ und huschte davon, noch ehe er Zeit gefunden hatte, ein weiteres herzliches Wort zu ihr zu sprechen.

Nachdenklich und mißgestimmt begab sich Raimund zu Fuß in seine nahe gelegene Wohnung. Der Regen hatte aufgehört und der eisige Wind, welcher ihm entgegenblies, that ihm wohl. Obschon eigentlich nichts vorgefallen war, das ihn mit Sorge hätte erfüllen können, fühlte er sich doch bedrückt und ein wenig unzufrieden, sowohl mit sich selbst wie mit der Fürstin. Es war ein Schatten zwischen sie gefallen, von dem er noch kaum wußte, woher er kam, und der doch seine Stimmung verdüsterte wie eine Vorahnung nahenden Unheils.

Die Fürstin Baranow aber hatte in ihrem Boudoir den Mantel ungestüm von den Schultern geworfen, ehe noch die Zofe im Stande gewesen war, ihre Hand danach auszustrecken. Eine heiße Röthe brannte auf ihren Wangen, und ihre Augen leuchteten in fieberischem Glanze.

„Hat Jemand nach mir gefragt? Ist ein Brief abgegeben worden oder eine Depesche?“ stieß sie fast athemlos hervor, und als die Zofe verneinte, riß sie wie in einer Anwandlung des Wahnwitzes oder sinnloser Wuth den funkelnden Brillantstern aus ihrem Haar und schleuderte ihn so heftig zu Boden, daß das Mädchen einen Aufschrei des Schreckens nicht unterdrücken konnte. Dann warf sie sich ohne Rücksicht auf ihre kostbare Robe in einen Sessel und drückte das Gesicht in die Hände. Als sie endlich wieder aufschaute, war die Farbe völlig aus ihren Wangen gewichen und an ihren Wimpern hingen schwere Thränen.

„Guido schläft jetzt — nicht wahr?“ fragte sie mit seltsam veränderter Stimme. „Aber es ist darum doch wohl nicht unmöglich, daß ich ihn sehe?“

„Gewiß nicht, Durchlaucht!“ versicherte die Zofe eifrig. „Unser kleiner Prinz pflegt ja so fest zu schlafen, daß ihn selbst der Donner einer Kanone kaum wecken würde!“

Sie öffnete der Fürstin die Thüren, und in der nächsten Minute stand Asta in dem matt erhellten Schlafzimmer ihres einzigen Kindes. Die Bonne, welche sich noch nicht zu Bett begeben hatte, blickte mit verlegenem Erstaunen auf den seltenen Besuch, ihre tiefe Verbeugung war von der Fürstin garnicht bemerkt worden, und so zog sie sich dann in scheuer Bescheidenheit hinter einen Vorhang zurück, Asta aber sank neben dem Bettchen in die Kniee, und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit verschlang ihr Auge den Anblick des schlafenden Kindes. Wie er da in dem lieblichen Schmuck seiner goldblonden Ringellöckchen und mit zart gerötheten Wangen auf den blüthenweißen Kissen ruhte, bot der hübsche zweijährige Knabe, der erst zwei Monate nach seines Vaters Tode das Licht der Welt erblickt hatte, in der That ein rührendes Bild unschuldsvoller kindlicher Schönheit. Die kleinen Händchen, die nur all' zu fein und durchsichtig waren, lagen in einander gefaltet auf der seidenen Bettdecke, und um die leicht geöffneten Lippen des kirschengroßen Mundes spielte das herzbezwingende Lächeln irgend eines holdseligen Kindertraumes.

„Guido, mein Kind—mein Engel — mein Abgott!“ flüsterte die Fürstin, indem sie sich tief über ihn herabbeugte. „Nicht wahr, Du wirst mich niemals—niemals verlassen? Du wirst Deine Mutter immer—immer lieben?“

Und überwältigt von dem Sturm leidenschaftlicher Empfindungen, welche in diesem Augenblick ihre Brust durchstürmten, schlang sie ihre Arme um das schlafende Kind und preßte es in wilder Zärtlichkeit an ihre Brust. Die unsanfte Liebkosung riß den Kleinen jäh aus seinem Schlummer. Er stieß einen lauten, angstvollen Schrei aus und begann dann, sehr kläglich zu weinen, indem er zugleich mit beiden Händen seine Mutter von sich abzuwehren suchte. Erschrocken ließ ihn die Fürstin auf das Kissen zurückgleiten, und da zeigte sich denn eine lange, blutende Schramme auf seiner Wange. Er mußte sich an der funkelnden Brillantagraffe, welche Asta auf ihrer Schulter trug, verletzt haben, und es war nicht nur der Unwille über den gestörten Schlaf, sondern auch der körperliche Schmerz, welcher ihm so heiße Thränen erpreßte. Asta war in Verzweiflung über ihre Ungeschicklichkeit. Sie drückte ihr feines Spitzentuch auf die kleine Wunde und suchte ihn zu beruhigen, indem sie ihm die liebevollsten Kosenamen gab. Aber Guido sträubte sich jetzt mit Armen und Beinen gegen ihre Bemühungen, und erst als Asta der Kinderpflegerin ihren Platz eingeräumt hatte, fing er an, ruhiger zu werden. Mehrmals noch machte sie den Versuch, sich ihm zu nähern; aber all' ihre zärtlichen Schmeicheleien hatten keinen anderen Erfolg, als daß seine Thränen sogleich von neuem flossen, und daß er sein Gesichtchen ängstlich an die Brust der vertrauten Wärterin drückte.

Als die Fürstin endlich das Kinderzimmer verließ, lag ein Ausdruck unsäglichen Wehs auf ihrem schönen blassen Antlitz, sodaß selbst die wenig feinfühligen Dienerinnen eine mitleidige Bemerkung unter einander austauschten.

„Aber sie sollte doch längst wissen, daß der kleine Prinz sich nichts aus ihr macht!“ fügte die Pflegerin hinzu. „Bei den vornehmen Leuten ist das ja nun einmal nicht anders. Tagelang findet sie nicht eine einzige Viertelstunde, um sich mit ihm abzugeben, und wenn ihr dann einmal mitten in der Nacht die Laune kommt, eine zärtliche Mutter zu sein, so reißt sie ihm mit ihren Brillantnadeln das Gesicht entzwei. Ist es da ein Wunder, wenn er sie nicht mag?“

Die schöne, reiche Fürstin Baranow aber vergrub unterdessen ihre brennenden Augen in die Kissen und stöhnte verzweifelt vor sich hin:

„Das ist meine Strafe!—Mein Kind liebt mich nicht! O, Gott im Himmel, gebe nicht so hart mit mir in's Gericht!“

2.

Erst um die Zeit der Morgendämmerung hatte Asta den beruhigenden Schlummer gefunden, und die Sonne war in ihrer Mittagshöhe angekommen, als sie erwachte. Erschrocken sah sie auf die Uhr. War es doch ihre Absicht gewesen, sich schon in frühester Stunde zum Ausgehen zu bereiten. Nun galt es, keinen Augenblick mehr müßig zu verlieren. Die Hilfe der Zofe kurz abweisend, kleidete sie sich an. In dem schlichten, dunklen Gewand, dessen Einfachheit auch nicht durch den winzigsten Schmuckgegenstand gestört wurde, wäre die strahlende Schönheit vom gestrigen Abend nur schwer wieder zu erkennen gewesen, selbst wenn Asta nicht mit beinahe ängstlicher Vorsicht ihr Gesicht hinter einem häßlichen schwarzen Schleier verborgen hätte.

Zu Fuß verließ sie das Palais, um dann eine der am Leipziger Platz haltenden Droschken zu besteigen.

„Mariannen-Ufer 47,“ rief sie dem Kutscher zu, „aber schnell!“—Es ist mir gleichgiltig, was es kostet!“

Der Rosselenker that, was er vermochte, und peitschte den alten Gaul so lange, bis sich derselbe ächzend in einen verzweifelten Trab setzte; aber für die fiebrische Ungeduld der Fürstin wurde die lange Fahrt nach der entlegenen Stadtgegend zu einer endlosen Marter.

Mit brennenden Augen, in denen es zuweilen wie eine tödliche Angst aufflackerte, starrte sie durch das unaufhörlich klappernde und klirrende Wagenfenster heraus. Als aber die Droschke endlich in jene Straße einbog, welche das Ziel ihres Weges bilden sollte, warf sie sich, überwältigt von der Macht der Erinnerungen, die gleich drohenden Gespenstern mit nur zu furchtbarer Lebendigkeit vor ihr auftauchten, in die harten, verschossenen Polster zurück. Mit einem Ruck stand der Wagen still, aber Asta mühte sich vergebens, um innen den Schlag zu öffnen. Da trat ein einfach gekleideter Mann, der in der Hausthür gestanden hatte, zu freundlicher Hilfeleistung heran. Sein Aussehen war das eines wohlsituirten Handwerkers; er hatte ein junges, hübsches Gesicht mit einem kecken Schnurrbärtchen und mit lustigen grauen Augen. Höflich zog er den Hut und bot der Fürstin seine Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Sie aber nahm diese Hand nicht an, und wendete ihren Kopf zur Seite, als sie ihm mit halb ersticktter Stimme ein Wort des Dankes sagte. Dann huschte sie schnell in das Haus, dem Kutscher nur durch ein Zeichen mit der Hand bedeutend, daß er sie erwarten möge.

Der junge Mann schaute der Davoneilenden mit einer seltsam erstaunten und zweifelnden Miene nach. Er fuhr sich mit der derben, ausgearbeiteten Hand einige Male über die Stirn und durch das widerspenstige dunkle Kraushaar, und er vergaß es ganz, seinen Hut wieder aufzusetzen, während er sich langsam in das Haus zurück begab.

„Wenn es nicht so ganz und gar unmöglich wäre“, brummte er kopfschüttelnd vor sich hin, „so möchte ich darauf schwören, sie sei es gewesen! Die Haltung und die Art, wie sie mit der Hand winkte — und dann die Augen, die Augen! Aber es ist ja ein Unsinn! Die ist längst verschollen und irgendwo zu Grunde gegangen.“

Er ging über den Hof und in die Werkstätte der großen Kunstschlosserei, welche ihm gehörte. Eine Melodie aus dem „Freischütz“ vor sich hin pfeifend, schritt er zwischen den rasselnden, ächzenden, kreischenden Maschinen und Drehbänken hindurch. Seine Augen flogen scharf nach rechts und links, aber statt der halbfertigen Arbeiten und der nüchternen Gestalten der Gesellen mit den blauen Hemden und den vom Eisenstaub geschwärzten Gesichtern, sah er ganz andere, liebliche Bilder—Bilder aus einer Vergangenheit, die er längst vergessen geglaubt und die nun doch durch ein einziges, wundersames Augenpaar mit all' ihren süßen Freuden und mit ihrer großen, herben Enttäuschung wie auf ein Zauberwort lebendig geworden war.

Er sah sich selbst als einen lang aufgeschossenen, übermüthigen Burschen, der um der geschmeidigen Kraft seines Körpers und um seiner allezeit raufsüchtigen Fäuste willen der Schrecken der ganzen männlichen Jugend in der Nachbarschaft geworden war, und er sah sich als den ritterlichen Beschützer eines zarten, holdseligen kleinen Mädchens, daß um seines feinen Madonnengesichtchens, seiner langen, seidenglänzenden, lichtblonden Locken und nicht am wenigsten um seines ungewöhnlichen Rufnamens willen von den rohen Knaben unendliches Gespött und unzählige Quälereien zu erdulden hatte. Die kleine Asta war das älteste Töchterchen des Kanzleibeamten Reimann. Ihre Eltern hatten eine gar bescheidene Wohnung im dritten Stock des dem Schlossermeister Hartung gehörigen Hauses inne, und vielleicht hielt sich Albert Hartung anfänglich nur aus diesem Grunde für verpflichtet, dem scheuen und zierlichen Geschöpf seiner mächtigen Schutz angedeihen zu lassen. Innerhalb weniger Jahre war sie diesem Schutze allerdings ganz und gar entwachsen